





















## I

Wir waren beim Studium, als der Direktor eintrat, gefolgt von einem bürgerlich gekleideten *Neuen* und einem Schuliener, der ein großes Pult trug. Die geschlafen hatten, wurden wach, und alle fuhren auf, als seien sie beim Arbeiten überrascht worden.

Der Direktor bedeutete uns mit einem Wink, wir sollten uns wieder hinsetzen, dann wandte er sich zum Aufsichtführenden:

»Monsieur Roger«, sagte er halblaut zu ihm, »diesen Schüler hier empfehle ich Ihrer besonderen Aufmerksamkeit, er tritt in die fünfte Klasse ein. Wenn seine Arbeit und sein Betragen es verdienen, wechselt er *zu den Großen* über, wo er dem Alter nach hingehört.«

Der *Neue*, der im Winkel hinter der Tür stehengeblieben war, so daß man ihn kaum sah, war ein Bursche vom Land, ungefähr fünfzehn Jahre alt und größer als wir alle. Er trug das Haar wie ein Dorfkantor über der Stirn gerade geschnitten, schien vernünftig und sehr verlegen zu sein. Obwohl er nicht breitschulterig war, beengte sein grüner Tuchrock mit den schwarzen Knöpfen ihn offenbar unter den Armen und ließ am Schlitz der Ärmelaufschläge rote Handgelenke sehen, die für gewöhnlich unbedeckt waren. Seine blau bestrumpften Beine traten aus einer von den Hosenträgern stark hochgezogenen gelblichen Hose hervor. Er trug derbe, schlecht gewichste Nagelschuhe.

Wir begannen, die Lektionen aufzusagen. Er ließ sich kein Wort entgehen, lauschte aufmerksam wie bei der Predigt, wagte nicht einmal, die Beine übereinanderzuschlagen oder

die Ellbogen aufzustützen, und als um zwei Uhr die Glocke läutete, mußte ihn der Aufsichtführende auffordern, sich mit uns in Reih und Glied zu stellen.

Beim Eintritt ins Klassenzimmer pflegten wir die Mützen auf den Boden zu werfen, um sodann die Hände freier zu haben; die Mützen mußten von der Türschwelle aus so unter die Bank geschleudert werden, daß sie gegen die Wand klatschten und viel Staub aufwirbelten; das war *Mode*.

Doch sei es, weil er das Manöver nicht bemerkt oder weil er nicht an ihm teilzunehmen gewagt hatte, als das Gebet gesprochen war, hielt der *Neue* immer noch seine Mütze auf den Knien. Sie war eine jener Kopfbedeckungen im Kompositstil, in denen man Elemente der Bärenmütze, des Tschapka, des runden Filzhuts, der Otterkappe und der Baumwollmütze wiederentdeckt, kurz eines jener armseligen Dinge, deren stumme Häßlichkeit ähnliche Tiefen des Ausdrucks haben wie das Gesicht eines Schwachsinnigen. Eiförmig und mit Fischbeinstäbchen ausgebaucht, bestand sie zuunterst aus drei kreisförmigen Wülsten; dann folgten, durch einen roten Streifen getrennt, im Wechsel Rauten aus Samt und aus Kaninchenhaar, dann kam eine Art Sack, der in einem mit komplizierten Litzenbesatz bedeckten vieleckigen Pappkarton endete und von dem als Troddel an einer langen, zu dünnen Kordel ein kleines Andreaskreuz aus Goldfäden herabhing. Die Mütze war neu; das Schild glänzte.

»Stehen Sie auf«, sagte der Lehrer.

Er stand auf; seine Mütze fiel zu Boden. Die ganze Klasse fing an zu lachen.

Er bückte sich, um sie aufzuheben. Ein Nachbar stieß sie mit dem Ellenbogen wieder hinunter, er hob sie von neuem auf.

»Wollen Sie sich doch Ihres Helms entledigen«, sagte der Lehrer, der ein witziger Mann war.

Das schallende Gelächter der Schüler brachte den armen Jungen so sehr aus der Fassung, daß er nicht mehr wußte, ob er seine Mütze in der Hand behalten, auf dem Boden liegen lassen oder aufsetzen sollte. Er setzte sich wieder und legte sie sich auf die Knie.

»Stehen Sie auf«, wiederholte der Lehrer, »und nennen Sie mir Ihren Namen.«

Der *Neue* brachte stammelnd einen unverständlichen Namen hervor.

»Wiederholen Sie!«

Das gleiche Silbengestammel ließ sich, vom Hohngeschrei der Klasse übertönt, ein zweites Mal hören.

»Lauter!« rief der Schulmeister, »lauter!«

Daraufhin entschloß sich der *Neue* zum Äußersten, riß den Mund überweit auf und schrie, als wolle er jemanden herbeirufen, aus voller Lunge das Wort: *Charbovari*.

Der Heidenlärm, der sogleich losbrach, stieg, von schrillen Stimmen durchsetzt, im *Crescendo* auf (wir heulten, wir bellten, wir trampelten, wir brüllten: *Charbovari! Charbovari!*), schlingerte dann in einzelnen Tönen weiter, legte sich nur mit Mühe, flackerte manchmal wieder auf in einer Bankreihe, wo da und dort noch, wie schlecht gelöschtes Feuerwerk, ein ersticktes Lachen aufsprang.

Unter einem Hagel von Strafarbeiten jedoch kehrte in der Klasse wieder Ordnung ein, und der Lehrer, dem es gelungen war, den Namen Charles Bovary zu verstehen, nachdem er ihn sich diktieren, buchstabieren und wiederholen lassen hatte, verwies den armen Teufel unverzüglich auf die Eselsbank vor dem Katheder. Der Junge setzte sich in Bewegung, hielt aber dann zögernd inne.

»Was suchen Sie?« fragte der Lehrer.

»Meine Mü...«, antwortete der *Neue* schüchtern und schaute sich besorgt um.

»Fünfhundert Verse für die ganze Klasse!« in wütendem Ton ausgerufen, verhinderte wie das *Quos ego* einen neuen Sturm. »Ruhe gefälligst!« fuhr der empörte Lehrer fort und wischte sich mit dem Taschentuch, das er aus seinem Barett genommen hatte, den Schweiß ab. »Und Sie, *Neuer*, Sie schreiben mir zwanzigmal den Satz *ridiculus sum*.«

Dann setzte er in milderem Ton hinzu:

»Na, und Ihre Mütze wird sich schon wiederfinden, die hat Ihnen niemand gestohlen!«

Alles kam wieder zur Ruhe. Die Köpfe beugten sich über die Hefte, und der *Neue* bewahrte zwei Stunden lang eine musterhafte Haltung, obwohl ihm von Zeit zu Zeit ein von der Spitze einer Schreibfeder abgeschnelltes Papierkügelchen ins Gesicht spritzte. Aber er trocknete sich mit der Hand ab und blieb gesenkten Blicks bewegungslos sitzen.

Abends beim Studium nahm er seine Ärmelschoner aus seinem Pult, brachte seine Siebensachen in Ordnung, linierete sorgfältig sein Schreibpapier. Wir sahen, wie er gewissenhaft arbeitete, alle Wörter im Wörterbuch nachschlug und sich große Mühe gab. Dank dieses guten Willens, den er bewies, sicherlich, mußte er nicht in die untere Klasse absteigen; denn wenn er auch die Regeln einigermaßen wußte, vermochte er sich doch nicht gewandt auszudrücken. Der Pfarrer seines Heimatdorfs hatte ihm die Anfangsgründe in Latein beigebracht, und um zu sparen, hatten seine Eltern ihn erst zum spätestmöglichen Zeitpunkt aufs Gymnasium geschickt.

Sein Vater, Monsieur Charles-Denis-Bartholomé Bovary, der ursprünglich beigeordneter Offizier des Stabsarztes ge-

wesen war, sich 1812 in Aushebungsangelegenheiten kompromittiert hatte und gezwungen wurde, den Dienst zu quittieren, hatte daraufhin die Vorzüge seiner Person dazu genutzt, sich sozusagen im Vorbeigehen eine Mitgift von sechzigtausend Francs zu schnappen, die sich ihm in der Tochter eines Wirkwarenfabrikanten bot. Sie hatte sich in ihn vergafft. Er war ein schöner Mann, ein Prahlhans, der mit den Sporen klirrte, dessen Favoris in den Schnurrbart übergingen, dessen Finger immer Ringe zierten, und der sich in auffallende Farben kleidete; er hatte das Auftreten eines Haudegens und die Gewandtheit eines Handelsvertreters. Einmal verheiratet, lebte er zwei oder drei Jahre vom Vermögen seiner Frau, aß gut, stand spät auf, rauchte lange Porzellanpfeifen, kehrte abends erst nach dem Theater nach Hause und saß in den Kaffeehäusern herum. Der Schwiegervater starb und hinterließ nur wenig; er war darüber erbost und versuchte sich nun selbst als *Fabrikant*, verlor dabei etliches Geld, zog sich sodann aufs Land zurück, gedachte dort einiges *herauszuwirtschaften*. Doch da er von der Landwirtschaft nicht mehr verstand als von der Kattunfabrikation, auf seinen Pferden ausritt, statt sie arbeiten zu lassen, seinen Apfelwein flaschenweise trank, statt ihn faßweise zu verkaufen, das schönste Geflügel seines Hühnerhofs aufaß und seine Jagdstiefel mit dem Speck seiner Schweine einfettete, gelangte er über kurzem zur Feststellung, daß es besser wäre, alle Spekulationen aufzugeben.

Für zweihundert Francs im Jahr mietete er deshalb in einem Dorf an der Grenze von Caux und der Picardie ein Gebäude, halb Bauernhof, halb Herrenhaus; und voller Mißmut, von Reue geplagt, mit dem Himmel hadernd, schloß sich der erst Fünfundvierzigjährige ab, von den Menschen enttäuscht, wie er sagte, und entschlossen, fortan in Frieden zu leben.

Seine Frau war seinerzeit in ihn vernarrt gewesen, sie hatte ihre Liebe mit tausend Unterwürfigkeiten bekundet und ihn sich dadurch nur noch mehr entfremdet. Einst heiter, mittheilsam und liebevoll, war sie mit zunehmendem Alter (wie abgestandener Wein, der zu Essig wird) schwierig, zänkisch, nervös geworden. Als sie ihn hinter allen Dorfliesen herrennen sah und zwanzig schlechte Kneipen ihn ihr abends stumpf und nach Alkohol stinkend zurückschickten, hatte sie zuerst klaglos sehr gelitten. Dann hatte sich ihr Stolz empört. Sie war verstummt, hatte ihre Wut mit schweigender Unerschütterlichkeit unterdrückt, die sie bis zum Tode beibehielt. Sie war ständig unterwegs und geschäftig. Sie lief zu den Anwälten, zum Gerichtsvorsitzenden, behielt im Auge, wann Wechsel fällig waren, erwirkte Zahlungsaufschub, und im Hause bügelte sie, nähte sie, besorgte die Wäsche, beaufsichtigte die Handwerker, bezahlte die Rechnungen, während Monsieur, der sich um nichts kümmerte und aus seinem griesgrämigen Dösen nur erwachte, um ihr Verletzendes zu sagen, am Feuer sitzenblieb, rauchte und in die Asche spuckte.

Als sie ein Kind bekam, mußte es einer Amme gegeben werden. Sobald er wieder bei den Eltern war, wurde der Knirps wie ein Prinz verwöhnt. Seine Mutter fütterte ihn mit Leckereien. Sein Vater ließ ihn barfuß laufen und behauptete, um sich aufgeklärt zu geben, sogar, er könne ohne weiteres auch ganz nackend gehen wie die Kinder der Tiere. Ihm schwebte im Gegensatz zu den mütterlichen Bestrebungen ein bestimmtes mannhaftes Kindheitsideal vor, nach dem er seinen Sohn zu bilden versuchte, der Wunsch, ihn mit Härte, spartanisch zu erziehen, um ihm eine gesunde Konstitution zu verschaffen. Er schickte ihn im ungeheizten Zimmer schlafen, brachte ihm bei, einen ordentlichen Stiefel Rum zu

trinken und die kirchlichen Umzüge zu beschimpfen. Aber der Kleine war von friedfertigem Naturell und genügte den väterlichen Bemühungen nur wenig. Die Mutter schleppte ihn immer mit sich herum, sie schnitt ihm Pappfiguren aus, erzählte ihm Geschichten, unterhielt sich mit ihm in endlosen Selbstgesprächen, wehmütigen Späßen und zärtlichem Geplauder. In ihrer Lebenseinsamkeit versammelte sie auf dem Kopf des Kindes alle ihre wirren, eitlen Hoffnungen. Sie träumte von hohen Positionen, sie sah ihn schon vor sich, groß, schön, geistvoll, als Beamten in der Tiefbauverwaltung oder als Richter. Sie lehrte ihn lesen, brachte ihm auf einem alten Klavier, das sie besaß, sogar zwei oder drei kleine Romanzen bei. Das alles aber, sagte Monsieur Bovary, der von schöngeistigen Dingen nicht viel hielt, *sei der Mühe nicht wert!* Würden sie etwa je die Mittel haben, um ihn auf eine staatliche Schule schicken oder ihm ein Amt oder ein Geschäft kaufen zu können? Im übrigen, *mit Dreistigkeit setzt sich ein Mann in der Welt noch immer durch.* Madame Bovary biß sich auf die Lippen, und der Kleine trieb sich im Dorf herum.

Er zottelte hinter den Landarbeitern her und warf mit Erdklumpen nach den Raben, so daß sie aufflogen. Er aß Brombeeren an den Grabenrändern, hütete mit einem Stecken die Truthähne, half bei der Heuernte, streifte durch die Wälder, spielte, wenn es regnete, unter dem Vordach der Kirche Himmel und Hölle und bestürmte an Feiertagen den Küster, ihn die Glocken läuten zu lassen, um sich mit dem ganzen Gewicht an den Strang zu hängen und sich von seinem Schwung emporgezogen zu fühlen.

Wie eine Eiche wuchs er denn auch heran, bekam kräftige Hände, gesunde Farbe.

Als er zwölf Jahre alt war, setzte seine Mutter es durch,



daß er Unterricht erhielt. Der Pfarrer wurde damit beauftragt. Aber die Lektionen dauerten so kurz und fanden so unregelmäßig statt, daß sie nicht viel erbringen konnten. Sie wurden in der Sakristei, im Stehen, in aller Eile erteilt, in den toten Zeiten zwischen einer Taufe und einer Beerdigung; oder der Pfarrer ließ, wenn er nicht ausgehen mußte, seinen Schüler nach dem Angelus zu sich holen. Sie stiegen in sein Zimmer hinauf, richteten sich ein: die Mücken und die Nachtfalter kreisten um die Kerze. Es war heiß, das Kind schlief ein, und der gute Mann fing alsbald, die Hände auf dem Bauch gefaltet, mit offenem Mund zu schnarchen an. Es kam auch vor, daß der Herr Pfarrer von einem Versehgang zurückkehrte und Charles bemerkte, der sich auf dem Feld herumtrieb; dann rief er ihn, nahm ihn sich vor, las ihm eine Viertelstunde die Leviten und nutzte die Gelegenheit, ihn unter einem Baum das aufgegebenes Verb konjugieren zu lassen. Der Regen oder ein vorübergehender Bekannter unterbrach sie. Im übrigen war er stets mit Charles zufrieden, erklärte sogar, der *junge Mann* habe ein vortreffliches Gedächtnis.

Dabei konnte man es nicht bewenden lassen. Madame wurde energisch. Beschämt oder wohl eher aus Überdruß, gab Monsieur widerstandslos nach. Doch es wurde noch ein Jahr gewartet; der Junge sollte zuvor noch seine Erstkommunion feiern.

Abermals verstrichen sechs Monate, und erst im Jahr darauf wurde Charles aufs Gymnasium in Rouen geschickt; Ende Oktober, zur Zeit des Saint-Romain-Jahrmarkts, brachte sein Vater ihn hin.

Heute wäre es keinem von uns mehr möglich, sich an eine Besonderheit von ihm zu erinnern. Er war ein ruhig veranlagter Junge, der in den Pausen spielte, während des Stu-

diums fleißig lernte, im Unterricht zuhörte, im Schlaftsaal gut schlief und im Speisesaal kräftig zulangte. Ein Eisen-  
großhändler aus der rue Ganterie nahm sich seiner an, ein-  
mal im Monat ging er sonntags, wenn er seinen Laden zu-  
gemacht hatte, mit ihm aus, schickte ihn zum Hafen, wo  
Charles sich die Schiffe ansehen konnte, und brachte ihn um  
sieben Uhr vor dem Abendessen ins Internat zurück. Jeden  
Donnerstag schrieb Charles seiner Mutter mit roter Tinte  
einen langen Brief und klebte ihn mit drei Oblaten zu; dann  
sah er seine Geschichtshefte nochmals durch oder las in  
einem alten Exemplar des *Anacharsis*, das im Studiersaal  
herumlag. Auf dem Spaziergang unterhielt er sich mit dem  
Schuldiener, der wie er vom Land stammte.

Aufgrund seines Fleißes hielt er sich immer in der Mitte  
der Klasse; einmal wurde ihm sogar eine Belobigung in  
Naturkunde zuteil. Am Ende des dritten Schuljahres aber  
nahmen ihn seine Eltern vom Gymnasium, um ihn Medizin  
studieren zu lassen, überzeugt davon, daß er sich allein bis  
zum Schlußexamen durchboxen könne.

Seine Mutter besorgte ihm in der Rue de Robec im Haus  
eines ihr bekannten Färbers ein Zimmer im vierten Stock.  
Sie traf die Vereinbarungen für Kost und Logis, beschaffte  
Möbel, einen Tisch und zwei Stühle, ließ von zu Hause ein  
altes Bett aus Kirschbaumholz kommen und kaufte außer-  
dem einen kleinen gußeisernen Ofen mitsamt dem Holzvor-  
rat, der ihr armes Kind wärmen sollte. Am Ende der Woche  
reiste sie wieder ab nach tausend Ermahnungen, er möge  
sich nun, da er sich selbst überlassen sein werde, gut auffüh-  
ren.

Als er das auf dem schwarzen Brett angeschlagene Vorle-  
sungsverzeichnis las, wurde ihm ganz schwindelig zumute:  
Vorlesungen über Anatomie, Pathologie, Physiologie, Phar-

mazeutik, Chemie, Botanik, klinische und therapeutische Kurse, obendrein Hygienik und Heilmittelkunde, lauter Namen, deren Bedeutung er nicht kannte und die wie ebenso viele Portale waren zu Heiligtümern voll erhabenem Dunkel.

Er verstand nicht das Geringste, so fleißig er auch zuhörte, begriff nichts. Gleichwohl arbeitete er, hatte er eingebundene Hefte, besuchte alle Vorlesungen, versäumte keine einzige Visite. Er erfüllte sein kleines Tagewerk wie der Gaul am Göpel, der sich mit verbundenen Augen im Kreise dreht, ohne zu wissen, was er verrichtet.

Um ihm Ausgaben zu ersparen, schickte ihm seine Mutter jede Woche durch einen Boten ein Stück Kalbsbraten, sein Mittagessen vormittags, wenn er aus dem Krankenhaus kam und vor Kälte mit den Füßen stampfte. Danach mußte er zu den Vorlesungen laufen, zum Hörsaal, zur Klinik und durch sämtliche Straßen wieder nach Hause zurück. Nach dem kargen Abendessen beim Hauswirt stieg er in sein Zimmer hinauf und machte sich in seinen feuchten Kleidern, die ihm vor dem rotglühenden Ofen am Leibe dampften, wieder an die Arbeit.

An schönen Sommerabenden öffnete er zur Stunde, da sich die warmen Straßen leeren und die Dienstmädchen vor den Haustüren Federball spielen, sein Fenster und stützte die Ellbogen aufs Sims. Der Fluß, der aus diesem Viertel Rouens so etwas wie ein verkommenes Klein-Venedig machte, floß gelb, violett oder blau zwischen seinen Brücken und Gittern unter ihm vorbei. Am Ufer hockende Arbeiter wuschen ihre Arme im Wasser. Auf Pfählen, die oben aus den Speichern ragten, trockneten Baumwollstränge in der Luft. Über den Dächern gegenüber erstreckte sich der weite klare Himmel mit der untergehenden roten Sonne. Wie schön

mußte es dort jetzt sein! Wie kühl im Buchenwald! Und er blähte die Nasenflügel, um die guten ländlichen Gerüche einzuatmen, die nicht zu ihm drangen.

Er magerte ab, ging in die Länge, und sein Gesicht nahm einen leidenden Ausdruck an, der es beinahe interessant machte.

Natürlich begann er nachzulassen und allen seinen Vorsätzen untreu zu werden. Einmal versäumte er die Visite, tags darauf die Vorlesung, und als er allmählich Geschmack am Faulenzen fand, ging er gar nicht mehr hin.

Er wurde Stammgast in der Kneipe und verlegte sich leidenschaftlich aufs Dominospiel. Sich jeden Abend in ein schmutziges öffentliches Lokal einzusperrern und mit kleinen schwarzgepunkteten Hammelknochen auf Marmortischen zu klappern, erschien ihm als ein wertvoller Freiheitsakt, durch den er in seiner Selbstachtung stieg. Es war wie die Einführung in die Welt der Erwachsenen, der Zugang zu verbotenen Freuden, und wenn er eintrat, legte er mit einer fast sinnlichen Freude die Hand auf den Türknopf. Viele in ihm unterdrückte Dinge entfalteten sich; er lernte Lieder auswendig, die er zur Bewillkommnung sang, begeisterte sich für Béranger, verstand einen Punch zu brauen und lernte endlich die Liebe kennen. Dank dieser Vorbereitungen fiel er im Wundarztexamen völlig durch. Am Abend desselben Tages wurde er zur Feier seines Erfolgs zu Hause erwartet!

Er machte sich zu Fuß auf und blieb am Dorfeingang stehen, ließ seine Mutter dorthin kommen und erzählte ihr alles. Sie entschuldigte ihn, legte den Mißerfolg den ungerichten Examinatoren zur Last und richtete ihn ein wenig auf, indem sie es übernahm, alles ins reine zu bringen. Fünf Jahre später erst erfuhr Monsieur Bovary die Wahrheit; sie

war nicht mehr neu, er nahm sie hin, zumal er sich nicht vorstellen konnte, daß ein von ihm gezeugter Mensch ein Dummkopf sein sollte.

Charles begab sich also wieder an die Arbeit und bereitete sich ohne Unterlaß auf den Stoff für seine Prüfungen vor, deren sämtliche mögliche Fragen er im voraus auswendig konnte. Er bestand mit einer ziemlich guten Note. Welch schöner Tag für seine Mutter. Es wurde ein großes Festmahl veranstaltet.

Wo sollte er seine Kunst künftig ausüben? In Tostes. Dort gab es nur einen alten Arzt. Seit langem lauerte Madame Bovary auf sein Ableben, und der gute Mann hatte noch nicht sein Bündel geschnürt, als Charles sich schon im Haus gegenüber als sein Nachfolger niederließ.

Aber nicht genug, daß sie ihren Sohn aufgezogen, Medizin studieren ließ und Tostes ausfindig gemacht hatte: Nun brauchte er eine Frau. Sie fand ihm eine: die Witwe eines Gerichtsvollziehers aus Dieppe, die fünfundvierzig Jahre zählte und eine Rente von zwölfhundert Pfund hatte.

Obwohl sie häßlich, trocken wie ein Reisigbündel und im Gesicht so voller Finnen war wie ein Frühling voller Knospen, fehlte es Madame Dubuc durchaus nicht an Bewerbern. Um ans gewünschte Ziel zu gelangen, war die Mutter Bovary gezwungen, alle auszuschalten, und sie vereitelte sogar sehr geschickt die Pläne eines Schlachtermeisters, den die Geistlichkeit unterstützte.

Charles hatte erwartet, durch die Ehe seine Lebensumstände zu verbessern, sich vorgestellt, er werde künftig freier sein und über sich und sein Geld verfügen können. Aber seine Frau war Herr im Hause; er mußte jeden Freitag Fastenspeise essen, mußte sich kleiden, wie sie es verlangte, auf ihr Geheiß säumige Patienten zum Zahlen drängen. Sie öff-